

Von Navid Kermani

Eine Pietà in der Kirche St. Kunibert in Köln

Bildansichten Samstag, 30. Juni



Dieser Sohn ist so leicht geworden, buchstäblich auf die Knochen abgemagert, auch die Beine spindeldürr, dass die Mutter seinen Oberkörper ohne Anstrengung auf der flachen Hand hält. Seine Hüfte könnte sie, deren Finger unnatürlich lang sind, mit zwei Händen umschlingen. Ist sie überhaupt die Mutter? Wenn ich recht sehe, stellen sich die Katholiken Maria fast immer jünger vor, als eine Frau sein könnte, deren Sohn vier- oder achtunddreissigjährig starb, die damalige Lebenserwartung einberechnet als reifer Mann, aber die Maria in St. Kunibert sieht noch jünger aus als gewöhnlich, nicht nur wegen der roten Wangen fast wie ein Mädchen, die helle, fast weisse, kaum je von der Sonne beschienene, gleichsam erfahrungslose Haut ohne Makel, in den Augen nicht bloss Trauer, sondern die völlige Hilflosigkeit, die ja auch etwas Kindliches hat, die Hilflosigkeit einer, die niemanden mehr hat auf Erden, der Eindruck noch verstärkt durch die andere, die angehobene Hand, die deshalb so kläglich wirkt, weil der ganze übrige Körper, auch die Mimik wie paralysiert wirken, im Gesicht eine Schlichtheit, etwas absolut Antiintellektuelles, etwas ganz unmittelbar Aufnehmendes, den Schmerz nicht Filterndes, die Welt nicht Begreifendes, dass der Gedanke abwegig erscheint, sie könne sich mit einem Gott im Himmel trösten. Der Glaube mag Erwachsenen ein Trost sein, selbst Müttern, die sich lang genug in der Frömmigkeit geübt haben, aber wie soll man Gott einem Kind erklären, einem Mädchen, das seinen getöteten Vater im Arm hält?

Ach, was sage ich, wohin führen mich meine Gedanken; es ist ja Maria, sie selbst ist die Mutter und der Getötete ihr Sohn, obwohl dieser andererseits aussieht wie – nein, nicht wie ihr Vater, aber wie ein sehr viel älterer Bruder

oder ein Onkel oder vielleicht doch wie ihr Vater, das damalige Heiratsalter einberechnet? Überhaupt verwirren mich die Dimensionen; stelle ich mir beide Körper aufrecht nebeneinander vor, dann scheinen sie gleich gross zu sein, aber wie der Tote auf ihrem Schoss liegt, die Füsschen in der Luft schwebend, so dass sein Körper beinah den Querbalken eines Kreuzes nachbildet, wirkt er wie eingeschrumpelt, wirkt er winzig, was ja auch etwas Greisenhaftes hat. Seltsam auch, dass Jesu Oberkörper und seine Beine nicht in den rechten oder besser: realistischen Proportionen zueinander stehen, jener zu gross, diese zu kurz.

Im Kunstreiseführer steht nichts über die Pietà, die wie ein übrig gebliebenes Dekor auf den Altar des südlichen Mittelpfeilers gestellt worden ist, und selbst in der dreissigseitigen Broschüre, die im Regal neben dem Eingang zwischen Postkarten und dem Gemeinderundbrief zum Verkauf ausliegt, ist für den Preis von drei Euro nicht mehr zu erfahren, als dass die Skulptur aus dem frühen 15. Jahrhundert stammt, nicht einmal, aus welchem Holz sie geschnitzt ist, wo sonst jedes Porträt eines Kanonikers bedacht wird. Ich bin auch nicht wegen der Pietà die paar hundert Meter von meinem Büro nach St. Kunibert geradelt, sondern weil ich eine Kreuzigung betrachten wollte, die mit einem anderen Kruzifix verwandt ist oder sogar in der gleichen Werkstatt erschaffen wurde, die mich in einer Ausstellung ergriffen und schockiert hatte, weil sie die körperliche Qual des Erlösers in absolut erschütternder Drastik zeigt, der Mund in Agonie aufgerissen, die Stirn schmerzverzerrt. Allein, die Kreuzigung, die ich in St. Kunibert vorfand, ist im 18. Jahrhundert weiss getönt worden und auch sonst nicht über die gewohnten Masse hinaus drastisch, Jesu Gesicht so friedlich, als würde er sanft träumen.

Der Jesus hingegen, der unbeachtet auf Marias Schoss liegt, ist nur mehr ein Skelett, über das sich die Haut so sehr spannt, dass die Hohlräume zwischen den Rippen zu tiefen Furchen geraten, die Lippen noch wie im Todeskampf aufeinandergedrückt, die Wunde an der Brust fingerbreit, das braune, mit Schmutz vermischte Blut über den ganzen Körper verspritzt, die Stirn im Tod noch gerunzelt vom übergrossen Schmerz, auf dem ohnehin länglichen Gesicht die Falten so lang, dass sich noch ein Schrei abzeichnen scheint. Nur die geschlossenen Augen wirken besänftigt, wie erlöst ruhen die Lider aufeinander. Ja, erlöst, geht mir beim Anblick durch den Kopf, erlöst; dieser Jesus ist kein Erlöser, sondern wirkt selbst von der Folter, der Verachtung, dem Verrat der Mitmenschen erlöst, weswegen sich plötzlich die Frage mir aufdrängt, ob er überhaupt auferstehen wollte, stünde er vor der Entscheidung, ob er nicht das Nichts vorzöge einem Leben, auch einem künftig ewig schönen Leben, das aber zuvor solche Qualen bereitet hat. Es sind ja nicht nur seine Qualen, sie sind nur das Extrem der Qualen aller Menschen, ob Söhne oder Väter, ob Mütter oder Töchter, und manchmal nicht einmal bloss das Extrem.

Der katholische Freund, dem ich eine blitzlichterhellte Foto gemailt habe, spielt

am Telefon meine Entdeckung herunter. Zwar scheine meine Pietà, die da unbemerkt von der Kunstgeschichte ein paar hundert Meter entfernt von meinem Büro stehe, durchaus hochwertig zu sein, aber aussergewöhnlich nun wiederum auch nicht. Nein, auch nicht die Proportionen, antwortet der Freund auf meine nächste Frage und verweist auf die Marienmystik des späten Mittelalters, deren zentrale Erfahrung die Einfühlung in die Gottesmutter sei, nicht so sehr in den Sohn, und erklärt, dass wir bei Beerdigungen doch auch mehr mit den Hinterbliebenen trauerten als um die Verstorbenen selbst, deren Zustand sich unserer Vorstellungskraft entziehe. Weil die Pietà den Zweck habe, das Mitleid der Gläubigen hervorzurufen oder zu erneuern, sei im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts auf den Pietàs die Maria immer grösser geworden, Jesus immer kleiner. Ich bin mir nicht sicher, ob mich das überzeugt, murmle ich und verweise darauf, dass Jesus bei genauerer Betrachtung gar nicht sonderlich klein, vielmehr fürchterlich schwächlich wirke, wie ein abgemagerter Greis eben. Das könne er nicht beurteilen, sagt der Freund, auf der Foto seien die Grössenverhältnisse nicht genau zu erkennen. Die Frage, warum die Maria meiner Pietà so jung, Jesus so alt ist, erspare ich mir, um mein Staunen zu bewahren. Gern schaue ich sie mir einmal an, wenn ich das nächste Mal in Köln bin, sagt der katholische Freund zum Abschied.

Ich weiss nicht, ob ich ihn tatsächlich mit zu meiner Pietà nehmen sollte. Vielleicht ergeht es ihm anders, aber mir selbst stieg während der Stunde, die ich ziemlich allein in St. Kunibert auf der Kirchenbank schräg vorm südlichen Mittelpfeiler sass, nach und nach der Gedanke auf, dass die «Frömmigkeit», wie der wörtliche Sinn von Pietà lautet, das Vertrauen auf Gott eher erschüttern als bestärken müsse. Jesus am Kreuz wirft Fragen genug auf, aber lädt nicht in dem Sinne zur Identifikation ein, dass wir uns vorstellen würden, selbst am Kreuz zu sterben. Natürlich tut er uns leid. Aber leiden wir, leidet sogar ein gläubiger Christ tatsächlich mit ihm, ist genau das die Empfindung des Betrachters – oder nicht doch eher Erschrecken darüber, was einem Einzelnen angetan wird von vielen? Und gehören wir, gläubig oder nicht, nicht doch eher zu den vielen? Selbst eine Mutter, die um ihren Sohn weint, so kalt jeden der blosser Gedanke durchfahren muss, der sich selbst um Kinder sorgt, selbst die trauernde Mutter entspricht nicht der Regel menschlicher Erfahrung, sondern bleibt für die meisten zum Glück der äusserste Albtraum. Hingegen die meisten von uns, ob gläubig oder nicht, haben bereits oder werden einmal ihren toten Vater, ihre tote Mutter im Arm halten. Wenn etwas, dann ist dies der menschlichen Erfahrung eine Regel, dass die Eltern gehen und wir allein auf Erden zurückbleiben, dass sie kleiner werden, wir grösser.

Der Schriftsteller Navid Kermani lebt in Köln. Im letzten Jahr ist sein grosser Roman «Dein Name» im Carl-Hanser-Verlag erschienen.